Maiengruß.

O wie schön ist's im Maien,
Wenn die Lüfte so lau
Und die Wiesen so duftig
Und der Himmel so blau
Und so glänzend die Sonne
Und so freundlich ihr Strahl —
Sei gegrüßt, du schöner Maie,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

O wie schön ist's im Maien,
Wenn der grünende Wald
Vom Gesange der Vögel
So verlockend erschallt
Und die Blumen erblühen
In unendlicher Zahl —
Sei gegrüßt, du schöner Maie,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Drum ihr Mägdlein und Buben,
Auf, hinaus in das Feld,
Aus den dumpfigen Stuben
In die sonnige Welt!
Auf und jubelt und jauchzet
Durch Gebirge und Thal:
Sei gegrüßt, du schöner Maie,
Sei gegrüßt viel tausendmal!

Gustav Jacobsohn.

„Schweigen ist schön in der Stunde der Andacht!"

Von K. K.-Berlin.

„Schweigen ist schön in der Stunde der Andacht!" Diese Worte habt ihr wohl schon oft gehört. Aber habt ihr sie auch stets befolgt? Habt ihr euch in dem Gotteshause niemals mit eurem Nachbar unterhalten? — Oder habt ihr wirklich stets vor Augen gehabt, wo ihr seid, und vor wem ihr steht? Habt ihr stets daran gedacht, daß ihr vor Gott, dem Herrn, stehet und ihn um Erfüllung eurer Wünsche anflehet? — Nein! Sonst würdet ihr ruhiger dem Gottesdienste folgen und nicht andere in ihrer Andacht stören! Wenn ihr vor einem höher gestellten Menschen stehet, von dem ihr die Erfüllung eines Wunsches erwartet, so werdet ihr vollständig gesammelt sein und genau auf eure Worte achten, ihr werdet euch nicht setzen oder auf-

stehen, ohne zu wissen, daß ihr es dürft. Stehet ihr vor einem Fürsten, so werdet ihr euch wohl hüten, auch nur mit einer Miene anzudeuten, daß eure Gedanken irgendwo anders weilen. Und sollte euer Bruder, den ihr viele Jahre nicht gesehen, gerade in diesem Augenblicke vor euch erscheinen, so werdet ihr doch vor eurem Herrn stehen bleiben und vollständig bei der Sache sein. —

Nun stehet ihr vor Gott, dem Herrn, dem Könige aller Könige, der die Zukunft bestimmt. Ihr betet zu ihm, er möge die Not der Eurigen lindern, einen kranken Verwandten heilen, euch geistig und körperlich wachsen lassen, und da plaudert ihr mit eurem Nachbar über Dinge, die oft so gleichgültig sind, daß man im Gotteshause kaum an sie denken dürfte.

Aber nicht bloß wörtlich ist der Satz zu verstehen: „Schweigen ist schön in der Stunde der Andacht." Ein lateinischer Satz lautet: „Indem sie schweigen, sprechen sie laut." Auch ich rufe euch zu: „Indem ihr still euer Gebet verrichtet, rufet ihr mit lauter Stimme Gott an." Unsere Weisen bringen hierbei euch den Satz von der Hanna, der Mutter Samuels, in Erinnerung, welcher rautet: „Hanna betete in ihrem Herzen, nur ihre Lippen bewegten sich, ihre Stimme aber wurde nicht gehört." (Sam. K. 1,13). So sollt ihr beten, so sollt ihr mit eurem Schöpfer sprechen, wenn ihr ihm eure Wünsche vorbringet. Das laute Beten hindert uns, selbst andächtig zu sein, und stört den Nachbar in seiner Andacht. Ja wenn ihr noch alle zu gleicher Zeit dasselbe beten wolltet! Aber der eine kommt einige Zeit nach Beginn, der andere gegen Ende des Gottesdienstes, und jeder sucht so schnell als möglich den Vorbeter „einzuholen". — Welch' Wirrwar entsteht gerade bei dem Gebete, das durch seine Heiligkeit diesen Namen „Keduschah" führt: Anstatt, wie es im Gebete selbst heißt, im Wechselgesange mit dem Vorbeter zu bleiben, schreit jeder sein „Heilig, heilig, heilig" so laut und so schnell er kann, obgleich doch heutzutage durch den Chorgesang jeder Gelegenheit findet, im Schritt zu bleiben. — Also immer recht leise und gemeinsam beten!

Aber noch ein drittes, liebe Kinder, bedeutet der Satz, den ich euch heute genannt habe. Ihr habt im Gotteshause zu Beginn zu erscheinen und bis zum Schlusse auszuharren. Ich will euch noch einmal die Vergleichung mit Menschen bringen. Wenn ihr geladen seid, oder ihr ladet euch selbst zu Gaste, werdet ihr da ohne Grund später kommen und ohne Grund früher gehen? Ich sage: „ohne Grund!" Denn wenn ihr wirklich verhindert seid, so wird euch niemand Vorwürfe machen, wenn ihr euch verspätet oder das Gotteshaus früher verlasset. Glaubet aber ja nicht, daß es „fein" ist, immer und immer zu spät zu kommen oder gar vor Schluß fortzugehen. Gerade am Ende des Gottesdienstes sind zwei Gebete, die niemand versäumen sollte. Im Olenu-Gebet heißt es:

Wir beugen das Knie und bücken uns und bekennen vor dem Könige aller Könige, gelobt sei er . . . Wir hoffen auf dich, Ewiger, unser

Gott, bald zu schauen den Glanz Deiner Herrlichkeit . . . Und der Ewige wird König sein über die ganze Erde; an jenem Tage wird der Ewige einzig sein und sein Name einzig.“ Das zweite Gebet ist das Kaddisch-Gebet für Waisen.

Glücklich möget ihr euch schätzen, liebe Kinder, wenn eure Eltern in voller Kraft euch beschützen und beschirmen; aber bei alledem könnt ihr euch wohl denken, wie es dem Trauernden zu Mute ist, wenn andere gleichgiltig sich entfernen, während er für das Seelenheil der Dahingeschiedenen betet, wobei doch die anderen stets das Amen erwidern sollen.

Beachtet, liebe Kinder, was ich euch hier gesagt, und wenn ihr das Gotteshaus betretet, so machet es wie die fromme Hanna; Betet in eurem Herzen, eure Lippen mögen sich bewegen, aber eure Stimme werde nicht gehört. Stets aber denket an den Satz:

„Schweigen ist schön in der Stunde der Andacht.“

Frei.

Erzählung von E. Flanter.

(Fortsetzung.)

Der Sommer verging und mit ihm die Zeit mannigfacher Arbeiten. Da gab es gar viel zu thun im Garten, auf dem Felde, auch mußte Material zu den Holzarbeiten und Holz zum Heizen für den Winter herbeigeschafft werden. Das war für Daniel eine Lust, dem guten Vater, der die Krankheit zwar schon überstanden, aber noch immer nicht im Vollbesitz seiner Kräfte war, helfen zu können. Auch durfte er während der Sommermonate den Großvater öfter in die Stadt begleiten und sein Bündel tragen. Auf diesen gemeinsamen Wegen machte ihn Eli mit den örtlichen Verhältnissen der Gegend so vertraut, daß der Knabe jeden Weg und Steg, jeden Graben und jeden Hügel kannte.

In das Haus Gabriels kam öfter der Landsknecht Waldemar, der in den Diensten des Grafen stand. Ihm oblag es, von den Gutsinsassen des Grafen die Steuern einzuziehen und auch den Leibzoll von den dem Edelmanne gehörenden Juden zu erheben. Er ließ sich gern Ritter Waldemar nennen. Unter diesem Namen kannte ihn groß und klein in der ganzen Gegend. Nirgend war er ein gerngesehener Gast. Sein Wesen war rauh und unzugänglich, und er versah sein Amt mit einer solchen Strenge, daß man ihn lieber gehen als kommen sah. Sein schroffes, ja rücksichtsloses Auftreten entsprach weder den Wünschen des Edelmannes, noch denen der Steuerzahler, die bei aller Strenge, mit der der Graf die Steuern beizutreiben wußte, diesem ihre Liebe und Anhänglichkeit doch nicht versagen konnten. Das Haus Gabriel zumal bewahrte ihm als dem Schutzherrn aufrichtige Verehrung und Treue.

Ritter Waldemar war eines Tages im Spätsommer in das H[illegible] Gabriels gekommen. Wie gewöhnlich betrat er auch dieses Mal die Wohnung mit einigen Fluchwörtern, die er stets im Munde führte.

„Der Teufel hole alle Grafen und Fürsten!“ brummte er unter dem mächtigen roten Schnurrbarte hervor, „nichts als Arbeit hat man mit diesen Schlemmern; muß ich hier diesen weiten Weg zu Fuß machen, während er (er meinte den Grafen) Saufgelage in der Stadt abhält. Der Satan soll mich holen, wenn das nicht bald anders wird!“ „Aber, Ritter Waldemar,“ sagte Eli beruhigend, „wollt ihr euch denn das häßliche Fluchen nicht abgewöhnen?“ „Sapperlot,“ polterte der Landsknecht, und er raschelte mit seinem Schwerte, daß die Kinder sich erschreckt hinter der Mutter versteckten, „man muß doch seinem Unwillen Luft machen, der Teufel ertrage solch ein Leben! Ich will nicht immer der Diener sein und in Dürftigkeit leben, wo im Schlosse alles im Überfluß schwimmt!“ „Alle können wir doch nicht Herren im Lande sein,“ warf der Alte dazwischen, „wir haben zwar die Pflicht, auf dem Wege ernsten Strebens uns emporzuarbeiten. Aber die Stelle, die uns die Vorsehung angewiesen hat, müssen wir nach Kräften auszufüllen suchen und dürfen uns nicht gegen die Weltordnung auflehnen.“ „Ach was! Vorsehung, Weltordnung! Dummes Zeug!“ schrie Waldemar erregt. „Ich werde ihm schon zeigen, was Vorsehung und Weltordnung, oder wie die vermaledeiten Dinge sonst heißen, sind. Der Tag der Vergeltung ist da.“ „Ihr wollt doch nicht etwa, Ritter Waldemar,“ — sagte der Alte erschrocken — „Gewiß wollen wir,“ unterbrach ihn der Landsknecht, „wir wollen das Joch, das wir schon zu lange tragen, endlich von unserm Nacken abschütteln — noch heute — alle Vorbereitungen sind getroffen. Der großmächtige Graf soll den Kuckuck bald nicht mehr rufen hören!“ „Um Gottes Willen!“ rief Eli, die Hände ringend, „was sprecht ihr da! Ihr seid von Sinnen!“ „Potztausendelement!“ knurrte Waldemar, „haben wir uns darum in so vielen Schlachten herumgeschlagen, um uns jetzt wie ein Hund behandeln zu lassen!“ „Ich beschwöre euch, Ritter,“ bat Eli flehentlich, „laßt ab von dem entsetzlichen Vorhaben, ihr könnt und werdet nicht erreichen, wonach ihr trachtet, ihr werdet nur namenloses Unglück heraufbeschwören.“ „Wer sagt euch das, Alter, ihr Juden seid eben gewöhnt, Sklavenketten zu tragen und schrecket zurück vor dem Schritt, der zur Freiheit führen muß,“ erwiderte der Krieger. „Da kennt ihr unsere Geschichte schlecht, Ritter Waldemar,“ sagte Eli in ruhigem Tone, „unser Volk hielt stets die goldene Freiheit hoch, die es nicht nur für sich selbst mit dem letzten Blutstropfen verteidigte, sondern auch jedem Fremden in seiner Mitte zubilligte. Aber wir sind unterlegen und tragen unser Los mit Ergebung in den Willen Gottes und in der frohen Hoffnung auf eine bessere Zeit.“ „Das könnt ihr halten, wie ihr wollt, Rabbi Eli, ich bin des Dienens müde. Aber wartet nur, auch für euch wird bald eine andere Zeit anbrechen, wenn wir erst die Herren des Landes sind.“ Mit diesen Worten erhob sich

der Landsknecht von seinem Sitze geräuschvoll, und einige unverständliche Fluchwörter ausstoßend, entfernte er sich schnell."

Es bedurfte einiger Zeit, bis sich Eli von dem Schrecken erholte, der sich ob des Verhaltens Waldemars seiner bemächtigte. „Kinder, das giebt nichts Gutes", sagte er nachdenklich, „wenn diese Raufbolde aufsässig werden, sind sie der schlimmsten Verbrechen fähig. Gott schütze unsern guten Herrn!"

An diesem Tage war Daniel in das benachbarte Dorf gegangen, um dort einen Auftrag seines Vaters auszuführen. Es war Nachmittag geworden, als er sich auf den Rückweg begab. Nach etwa einstündiger Wanderung, ließ er sich am Saume eines Dickichts auf dem Abhang des Weges nieder, um auszuruhen. Da gewahrte er auf einem von dem Hauptwege abzweigenden Stege drei Männer, die jenseits des Dickichts an ihm vorüberzogen, ohne ihn gesehen zu haben Er war schon im Begriff aufzustehen und die Männer zu grüßen. Aber sie schienen ihm fremd und führten ein einfriges und geheimnisvolles Gespräch, und zwar in französischer Mundart. In dem einen dieser Männer glaubte er den ihm als Ritter Waldemar bekannten Landsknecht zu erkennen; doch war dieser anders als sonst gekleidet, und darum glaubte Daniel, er habe sich getäuscht. Plötzlich blieben die Männer stehen, und der eine von ihnen, anscheinend der Aelteste, sagte, indem er den Arm ausstreckend mit dem Finger nach Norden zeigte: „In dieser Richtung muß er kommen . . . . . er hat das Getreide in der Stadt verkauft, hat also vermutlich eine große Geldsumme bei sich. . . . . . . Gefahr ist nicht dabei . . . . . . es wird bereits dunkel." „Daß er seine Pistole nicht wird gebrauchen können, dafür habe ich gesorgt," sagte ein anderer. Haben wir den Grafen erst umgebracht und sein Geld in unserer Tasche, dann ist das Wichtigste vollbracht." Daniel begann das Herz so heftig zu schlagen, daß er der Unterhaltung kaum zu folgen vermochte. Er hatte genug gehört, um zu wissen, daß die drei Männer die Ermordung und Beraubung des aus der Stadt heimkehrenden Grafen beabsichtigten. Als die Gesellen langsam vorwärts schritten, da erhob sich auch Daniel vorsichtig und folgte ihnen, auf Händen und Füßen kriechend, um aus ihrem Gespräch den weiteren Plan zu erfahren. „Dort vor dem Hügel," ließ sich der eine vernehmen, lassen sich beide Wege übersehen. Sollte er heute gegen seine Gewohnheit den schmalen Weg links wählen, so wird er uns dennoch nicht entkommen."

„Bist du dessen auch gewiß, daß ihn niemand begleitet?" fragte der zweite.

„Na das wäre noch besser, wenn ich, der ich ihm den Schimmel gesattelt und vorgeführt habe, nicht wissen sollte, ob er allein oder in Begleitung in die Stadt geritten ist," lautete die Antwort.

„Aber der Graf hat doch seine geladene Pistole bei sich und ist ein vortrefflicher Schütze, ehe wir es uns versehen, hat er uns wie tolle Hunde niedergestreckt," meinte der dritte.

„Hol mich der Teufel," fluchte der erste, in dem Daniel jetzt deutlich den Landsknecht erkannte, „wenn ich nicht dafür gesorgt hätte, daß die Büchse kein Feuer giebt. Aber jetzt ist Zeit zum Aufbruch, wenn wir nicht womöglich zu spät am Platze sein wollen." Daniel wartete, bis die Tritte der Männer verhallt waren, dann schlich er sich in entgegengesetzter Richtung davon, bis er sich in genügender Entfernung von den Männern glaubte. In einem weiten Bogen lief er jetzt durch Wald und Dickicht in der Richtung auf die Stadt zu. Den Hügel zu erreichen, den die Räuber bezeichnet hatten, war sein erster Gedanke. Er kannte den Hügel wohl und wußte genau, daß dieser eine vorspringende mit jungen Birken bestandene Kuppe hatte, von der aus man den Hauptweg bis fast zur Stadt, aber auch den sich abzweigenden Nebenweg überschauen konnte.

Um den verbrecherischen Plan zu vereiteln, mußte er den Hügel schnell zu erreichen suchen. Seine Aufregung beflügelte seine Schritte, und ohne der Schrammen zu achten, die ihm die Dornen beibrachten, rann er durch Gebüsch und Gestripp, setzte er über Furchen und Gräben, unaufhaltsam auf den Hügel zueilend, bis er erschöpft und atemlos an der der Stadt zugewendeten Seite des Hügels angelangt war. Immer tiefer sank die Sonne, immer länger wurden die Schatten, in einer Stunde mußte es Abend sein. Das enge Stadtthor, dessen Umrisse Daniel von seinem Versteck aus noch ziemlich deutlich sehen konnte, mußte jeder passieren, der die Stadt verließ, welchen der beiden Wege er immer wählen mochte. Auf diesen Punkt heftete Daniel, sich unter einem Erlengebüsch sorgfältig verbergend, unverwandt den Blick.

Wie eine Ewigkeit kam ihm die Zeit vor, die er da in banger Erwartung zubrachte. Endlich, als die Sonne eben untergeht, gewahrt Daniel einen Reiter auf dem Rücken eines großen Schimmels. Das ist der Graf, denkt der Knabe, und ohne sich zu besinnen, springt er aus dem Versteck hervor, und in mächtigen Sätzen rennt er dem nun daher galoppierenden Reiter entgegen und ruft: „Gnädigster Herr Graf! Herr Graf!"

Doch der Reiter scheint ihn nicht zu hören oder beachten zu wollen. Seine letzte Kraft zusammennehmend, sucht Daniel den Steg zu erreichen, in den der Reiter einbiegen zu wollen scheint. An der Mündung des Steges in den Hauptweg angelangt, sinkt der Knabe in die Kniee und ruft mit erhobenen Händen: „Haltet ein, Herr Graf! haltet ein!"

Jetzt hat der Reiter den Knaben bemerkt, er zuckt zusammen und zwingt das feurige Roß zum Stehenbleiben. Dieses bäumt sich hoch auf, aber Daniel springt von dem Boden auf, fällt dem Pferde in die Zügel und keucht:

„Herr Graf, Räuber, Mörder!"

„Was willst Du, Bube, bist Du toll!" herrscht der Graf ihn an.

Mit wenigen raschen Worten hat der Knabe ihm sein Verhalten gedeutet.

Der Graf griff erschreckt nach seiner Pistole und betrachtete sie, während sein Gesicht sich entfärbte. „Ha!" rief er, „man hat die Zündhütchen entfernt!

Da muß Waldemar die Hand in dem grausigen Spiele haben, dieser Schurke! Junge, ich merke, du hast mir einen großen Dienst erwiesen. Es ist jetzt keine Minute Zeit zu verlieren. Warte hier im Versteck, ich will nach der Stadt reiten, um Sicherheitsmannschaften herbeizuholen. Es genügt mir nicht den Händen der Schurken zu entrinnen, wir müssen sie fangen." Er gab seinem Pferde die Sporen und ritt im gestreckten Galopp zurück in die Stadt, die er schon in wenigen Minuten erreichte.

Mittlerweile war es Nacht geworden. Obgleich Daniel so erschöpft war, daß er sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, wollte er doch auf seinem Posten verharren. Da vernahm er Schritte und Gemurmel. Er merkte, daß es die Räuber waren, die näher zu kommen schienen. Er wollte sich rasch verbergen, stolperte aber in der Dunkelheit über einen Baumstubben und fiel auf einen am Wege liegenden großen Stein, daß er an der linken Seite des Kopfes und am linken Arm schwer verletzt, bewußtlos liegen blieb.

*
* *

Kaum hatte der Landsknecht Waldemar die Wohnung Gabriels verlassen, da machte Eli sich auf, um ins Schloß zu eilen und den Grafen auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Atemlos kam er dort an. Als er von dem Schloßwächter erfuhr, daß der Graf in der Stadt sei, verschaffte er sich Zutritt zu dem Schloßverwalter, einem alten bewährten Diener des Edelmannes, der des Alten Vorstellung aber mit einem ungläubigen Lächeln beantwortete.

„Redet doch nicht so konfuses Zeug, Rabbi Eli, wer wird es wagen, seine Hand gegen unsern gnädigen Herr auszustrecken!" sagte er lachend.

„O ich weiß," entgegnete Eli gelassen, „unser Herr ist von Liebe und Treue umgeben, und dennoch habe ich Ursache, ihn zu warnen. Sagt mir, Herr, ist Waldemar schon ins Schloß zurückgekehrt?"

„Nein," war die Antwort, „beim Fortgehen sagte er mir, er werde wohl erst in später Stunde zurückkommen, da er etwas Wichtiges vorhabe. Doch was soll eure Frage, Rabbi Eli?" fragte der Verwalter erstaunt.

„Nun", erwiderte der Alte geheimnisvoll, ich will es euch sagen: „Ritter Waldemar war heute in der Wohnung meines Sohnes und machte dort Andeutungen, die uns alle mit Schrecken und mit Sorge für unsern gnädigen Herrn erfüllen mußten. Ich bitte, ich beschwöre euch, Herr", bat Eli eindringlich, „bewaffnet alle Knechte des Schlosses und laßt sie mit Eintritt der Dunkelheit aufbrechen und im Walde in der Nähe der Wege, die zur Stadt führen, postieren. Gebe Gott, daß der scheußliche Plan der Verbrecher zu Schanden werde!"

Als der Schloßverwalter dieses hörte, machte er ein gar bedenkliches Gesicht. Es schien ihm jetzt, da Eli den Landsknecht Waldemar nannte,

nicht mehr zweifelhaft, daß in der That ein verbrecherischer Anschlag gegen den Grafen geplant werde. Und sogleich gab er einen der Mahnung Elis entsprechenden Befehl.

(Fortsetzung folgt.)

Biblische Lebensbilder.

Von Dr. B. Kuttner in Frankfurt a. M.

Die Bibel versteht es ausgezeichnet, die Menschen zu schildern, so daß wir, obgleich diese Menschen vor Jahrtausenden und in ganz anderen Ländern gelebt haben, sie doch als Menschen erkennen, die nicht anders sind als wir; die sich oft wohl anders benehmen und anders ausdrücken, es sind eben andere Länder und andere Zeiten, aber in ihrem Denken und Fühlen doch Menschen sind wie wir. Darum können wir nicht nur mit ihnen empfinden, uns mit ihnen freuen und mit ihnen trauern, sondern auch von ihnen lernen und uns an ihnen erbauen. Das ist der Grund, weswegen ich mir vorgenommen habe, euch eine Anzahl von Personen aus der biblischen Geschichte vorzuführen.

1. Adam.

Der erste Mensch, von dem die Bibel berichtet, ist Adam, d. h. Erdensohn; es ist in diesem Namen ausgedrückt, daß er aus Erde geschaffen ist und wieder einmal Erde wird; er hat also keinen Grund übermütig zu sein. Aber Adam ist nicht bloß Erde, sondern Gott hat ihm von seinem göttlichen Geiste mitgeteilt, und durch diesen Geist kann er sich immer mehr vervollkommnen und Herr der Erde werden; Gott selbst bestimmt ihn zum Herrscher der Erde.

Zum Aufenthalt wies ihm Gott den Garten Eden an. Dieser Garten wird gewöhnlich das Paradies genannt, und herrliche Bäume standen darin, und allerlei Tiere belebten ihn, und 4 Ströme entsprangen darin, die von hier aus nach verschiedenen Ländern flossen. Hier sollte der Mensch in Ruhe und Frieden leben und sich körperlich und geistig entwickeln. Dem Gärtner gleich sollte er durch verständige Arbeit für Ordnung und Schönheit sorgen; denn ohne Arbeit lebte der Mensch auch im Paradiese nicht. Dadurch wurde er körperlich immer geschickter. Aber auch Geist und Gemüt des Menschen sollten gebildet werden; deshalb mußte Adam vor allem gehorchen lernen, denn Gehorsam ist die höchste und erste aller Tugenden. Wenn wir gehorsam sind den Geboten unserer Erzieher, so wissen wir immer, was gut und was böse ist; nämlich gut ist, was Gott befiehlt, und schlecht ist, was Gott verbietet. Daran sollte der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen den Adam mahnen. Von den Früchten dieses Baumes sollte er nicht essen und dadurch zugleich lernen, daß man nicht nach allem greifen soll, was man

steht, und daß die Begierde des Körpers beherrscht werden müsse vom Geiste. (Selbstbeherrschung!)

Das Wichtigere am Menschen ist eben nicht der Körper, der von Erde ist und zu Erde wird, sondern der Geist, der von Gott ist und zu Gott zurückkehrt; der Geist lebt nur kurze Zeit im Körper, aber er hat ein ewiges Leben in Gott — und daran sollte der inmitten des Gartens stehende Baum des Lebens mahnen.

So waren die beiden wunderbaren Bäume nur äußere Zeichen, Sinnbilder (Symbole), also für das Auge; aber Adam sollte an ihre Bedeutung denken, sich im Gehorsam üben, sich beherrschen lernen.

Aber wenn auch Gottesfurcht die höchste Weisheit ist, so reicht sie allein für den Menschen noch nicht aus: wir sollen auch die Dinge, die uns umgeben, kennen lernen, sie betrachten und mit uns vergleichen. Dadurch bereichern wir unsere Kenntnisse, unsere Sprache, unser Denken. Auch darin ist schon in Adam ein Vorbild gegeben. Nicht bloß das Paradies mit all seinen Gewächsen lernte er kennen und behandeln, sondern auch die Tiere. Wie Gott ihm den Garten Eden zum Bebauen und Behüten übergeben hatte, so führte er ihm auch die Tiere zu. Adam beobachtete alle nach ihrem Aussehen, nach ihren Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten und gab ihnen danach ihre Namen; und diese Namen behielten sie. Dadurch bereicherte er aber auch seine Sprache. Er verglich weiter die Tiere unter einander und fand ihre Verschiedenheiten; er verglich sie endlich mit sich selbst und fand den gewaltigen Unterschied zwischen dem Tiere und dem Menschen. Durch alles dies lernte er urteilen und denken. So hatte er denn auch bald gefunden, daß unter allen Tieren keines sei, daß dem Menschen auf die Dauer ein Gesellschafter, oder auch nur ein wirklicher Helfer sein könnte. Der Mensch sehnte sich nach einem Menschen. Da erschuf Gott das Weib, und zwar aus der Rippe des Mannes; wie sich die Rippe an der Seite des Mannes befindet, so soll das Weib dem Manne zur Seite stehen „als Gehilfin,“ wie die Bibel ausdrücklich sagt; also nicht als Herrin über ihm, und nicht als Sklavin unter ihm, sondern als Gehilfin neben ihm.

So lebten Adam und Eva sorglos und glücklich, da sie alles hatten, was für ihren Körper und ihren Geist nötig war. Sie lebten frei und ungezwungen, wußten nichts von Furcht oder Scham, obgleich sie nackt wären, ganz wie die Tiere des Paradieses, oder wie die unschuldigen Kinder. Aber es kam bald anders.

Den Unterschied von Gut und Böse kannte der Mensch auch bisher. Er wußte es: der Gehorsam war das Gute, der Ungehorsam das Böse. Aus eigener Erfahrung kannte er freilich nur das Gute, den Gehorsam; nachdem er sich aber hatte verführen lassen, von der verbotenen Frucht zu essen, kannte er auch das Böse aus eigener Erfahrung. Und so war seine Erfahrung auch durch das Böse reicher, und er selbst klüger geworden; denn durch

Schaden werden wir immer klüger. Aber seine Unschuld war dahin, und als er die Nähe Gottes merkte, fürchtete er sich und suchte ihm aus dem Wege zu gehen — denn er hatte ein böses Gewissen. Und als er nun gar zur Strafe für seinen Ungehorsam aus dem Paradies getrieben wurde, da hatte auch sein ruhiges Glück ein Ende, und nur mit Mühe konnte er sich etwas von dem erarbeiten, was er im Paradiese mit wenig Mühe im Überfluß gehabt hatte. „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis du wieder zur Erde zurückkehrst, denn von ihr bist du genommen!" So lautete der Urteilsspruch über Adam. Gott hatte ihm bei Todesstrafe verboten, von der Frucht zu essen; jetzt hörte sein Urteil, daß er sterben müsse; aber Gottes Langmut läßt ihn nicht sofort sterben, sondern erst nachdem seine Lebenszeit erfüllt ist.

So ist das Urteil gerecht, aber auch gnädig. Denn Gott meinte es ja mit dem Menschen gut und wollte ihn erziehen; und so wurde auch die schwere Arbeit, zu der der Mensch nun gezwungen war, bald ein Segen für ihn und führte zu mancherlei Geschicklichkeiten und manchen nützlichen Erfindungen.

Adam selbst trieb nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese Ackerbau, nach Gottes Geheiß, und daneben auch Viehzucht; wie er denn sich und seine Frau mit den Fellen toter Tiere bekleidete. Gott hatte ihn ja auch zum Herrn über die Tiere gesetzt. Dieselbe Beschäftigung nahmen dann seine beiden Söhne auf: Kain ward ein Ackersmann, Abel ein Schafhirt.

In seinem Familienleben erfuhr Adam noch einen großen Schmerz; Kain erschlug den Abel aus Neid, und der Verlust dieses sanften und rechtschaffenen Sohnes betrübte die Eltern tief; erst nachdem Gott ihnen einen anderen Sohn geschenkt hatte, begannen sie sich zu trösten. Sie nannten darum diesen Sohn Seth, d. h. Ersatz. Wohl bekam Adam nach dem Seth noch mehrere Söhne und Töchter, aber seine größte Freude erlebte er doch an Seth und dessen Nachkommen, die gottesfürchtige Leute waren, während Kains Geschlecht immer übermütiger und trotziger wurde. Von Seth stammt nicht nur der gottesfürchtige Henoch ab, sondern auch der fromme Noah.

Aus Kaiser Wilhelms Lehrjahren.

Der Professor François Ayme, der ehemalige Lehrer unseres Kaisers, hat ein Buch veröffentlicht „Education impériale", (Kaiserliche Erziehung), aus dem ich euch, liebe Kinder, einige Stellen vorführen möchte, die euch gewiß interessieren werden.

Jeden Sonnabend mußte Dr. Hintzpeter, ein Lehrer der Prinzen Wilhelm und Heinrich, den Eltern seiner beiden Zöglinge einen ausführlichen Bericht über den Gesundheitszustand, das Betragen, die geistige Veranlagung und über den Fortschritt der Prinzen senden. Dieser Bericht lautete zumeist günstiger für den Prinzen Wilhelm. Die beiden jungen Leute führten das denkbar

ruhigste und arbeitssamste Leben. Um sechs Uhr morgens standen sie auf und nahmen noch ihre Aufgaben durch, bis sie zur Schule aufbrechen mußten. Gegen zwölf Uhr wurde das Frühstück, um fünf Uhr das Mittagessen eingenommen. Diese Mahlzeiten dauerten kaum 20 bis 25 Minuten. Wenn einer der Geladenen viel Zeit für die Unterhaltung bei Tische aufwenden wollte, so hätte er hungrig von der prinzlichen Tafel aufstehen und sich dann in einem Restaurant schadlos halten müssen. Gegen 9 oder 9½ Uhr gingen die Prinzen zu Bett. Ihre Mußestunden gehörten dem französischen und englischen Unterricht, der Musik, den Schieß- und Reitübungen. Nur für kurze Zeit war ihnen erlaubt, mit ihren Gefährten zu spielen, aber diesem Vergnügen gaben sie sich mit Eifer und unverhohlener Freude hin. An ihren Geburtstagen oder denen der Eltern durften sie ein Theaterstück auswählen, dessen Aufführung sie dann am Abend beiwohnten.

An Taschengeld erhielt Prinz Wilhelm monatlich 20 und Prinz Heinrich 10 Mark. Davon mußten sie ihre kleinen Ausgaben, wie Briefpapier u. s. w., bestreiten und auch Geschenke kaufen für die Untergebenen, welche zu ihrer nächsten Umgebung gehörten.

Ich kann mich nicht entsinnen, sagt der Professor Ayme, daß Prinz Wilhelm während seines Aufenthaltes in Cassel je eine Strafe erhielt. Er war zu stolz und ehrgeizig, um sich auch nur das geringste Versehen zu Schulden kommen zu lassen. Es hatte den Anschein, als strebe und arbeite er nach seinem Programm, das er sich selbst aufgestellt; in seiner Klasse gehörte er immer zu den Ersten. Ich selbst hatte nie nötig, ihn anzueifern; bereitwillig machte er jede Aufgabe noch einmal, die ich ihm als fehlerhaft bezeichnet hatte.

Wir nahmen zusammen Grammatik durch, lasen und sprachen dann über das Gelesene, ich ließ Aufsätze arbeiten 2c. Er ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken, sondern kam mit seinem Eifer über alles hinweg. Wenn er schöne Prosa oder Gedichte, besonders die von Victor Hugo, las, so konnte er bei jeder Störung außer sich geraten, so ganz gab er sich dem Zauber des Dichters gefangen. Poesie und schöne Sprache wirkten ungemein auf ihn; mit vollem Verständnis erfreute sich er an der Schönheit der Form und begeisterte sich für große und edle Gedanken. Man begreift, daß Prinz Wilhelm nach zehn oder zwölf Jahren so eifrigen Lernens ausgedehntere und gründlichere wissenschaftliche und litterarische Kenntnisse besaß als die meisten seiner Gefährten. Man muß gerechterweise auch anerkennen, daß nur wenig junge Leute der ausschließlichen Arbeit so viel Zeit widmen, wie er es that, und daß ihm weit weniger Freiheit und Erholungsstunden gegönnt waren als anderen Kindern seines Alters.

Jedes Mal, wenn ich genötigt war, dem Prinzen Heinrich eine Strafe zu erteilen, stimmte er mich milde durch seine Thränen und seine aufrichtige Reue. Er war von einer köstlichen Kindheit und Offenherzigkeit; seine Ant-

worten, seine Betrachtungen zeugten von liebenswürdiger Sanftmut. Wenn es sich darum handelte, Geschichten wiederzuerzählen oder mitanzuhören, merkte man nichts von einer Teilnahmlosigkeit an ihm. Seine Augen glänzten, sein Antlitz glühte, und gern hätte er Frühstück und Mittag geopfert, um sich in der Lektüre von Jules Verne und anderen Büchern dieser Art nicht zu stören. Er sprach ein recht reines Französisch, aber in den schriftlichen Arbeiten häuften sich die Fehler unter seiner Feder mit einer wahrhaft fürstlichen Verschwendung. Wie oft brachte er mich fast zur Verzweiflung dadurch, daß er immer wieder dieselben grammatikalischen Fehler machte! Und doch vermochte ich nicht, ihm ernstlich böse zu werden. Er nahm dann eine so schelmische Miene an, sein Blick bat so inständig um Schonung, daß ich ihm verzeihen mußte. Und gar manche heitere Stunde hat er mir durch seine drolligen Einfälle und Bemerkungen bereitet. Eines Tages, als ich ihm mit dem Zorne des älteren Bruders drohte, wenn er sich nicht ernstlich hinter seine Arbeit machte, entgegnete er mir: „Ich fürcht' ihn nicht, was kann er mir denn thun? Früher, ja freilich, da hätte er vielleicht noch Rechte über mich gehabt, aber seit der französischen Revolution ist's damit aus." Ein ander Mal ließ ich ihn ein Diktat schreiben, in welchem von einer Königin die Rede ist. Wie ich zu dem folgenden Satz komme: „Außer ihrer natürlichen Anmut umkleidete sie noch jene erhabene Würde, wie sie Prinzessinnen van königlichem Blute eigen zu sein pflegt", da legt er die Feder aus der Hand und sagt nachdenklich: „Der das geschrieben hat, wird wohl nicht oft in seinem Leben mit Königinnen zusammen gewesen sein." „Weshalb denn?" fragte ich. „Weil ich nie etwas von jener „erhabenen Würde" bemerkt habe bei den Prinzessinnen von königlichem Blut, und ich bin doch mitten unter ihnen aufgewachsen."

Während der Weihnachtsferien im Jahre 1876 brachte Prinz Heinrich einige Tage in Berlin und Potsdam zu. Er war vergnügt wie eine Amsel bei seiner Rückkehr, er sang, lachte und hüpfte den ganzen Tag. — „Was giebt es denn so besonders Schönes?" fragte ich ihn. — „Ich will es Ihnen anvertrauen, wenn Sie es nicht weiter erzählen wollen." — „Abgemacht." — „Also: Papa nahm mich eines Abends auf's Knie und sagte zu mir:„ Heinrich, wenn Du brav bist und fleißig arbeitest, sollst Du dafür belohnt werden. Du weißt, daß Du zum Seemann bestimmt bist; nun also, Du kannst ganz beruhigt sein, ich werde selbst für Deine künftige Stellung in der Marine Sorge tragen, wie ich Deine ganze Zukunft leiten will." „Das ist gewiß wunderschön", entgegnete ich, „und ich wünschte, ich wäre so beruhigt über meine Zukunft wie Sie über die Ihre; aber nun müssen Sie auch mit aller Energie arbeiten." — „O, freilich." Am nächsten Tage kam er zum Unterricht ohne auch nur eine Zeile geschrieben zu haben.

Eines Abends, als ich mich zum Diner nach Wilhelmshöhe begeben wollte, widersetze sich die Schildwache meinem Eintritt in das Schloß und hielt die Bajonette vor. Nach einigen Minuten erhielt sie dann Weisung, mich passieren zu lassen. Prinz Heinrich wollte sich ausschütten vor Lachen. Eines

Morgens, als der Prinz im Garten eine Rose pflückte, um sie seiner Schwester Charlotte zu schenken, stürzte ein Wächter, der kürzlich erst auf diesen Posten berufen, auf ihn zu. „Wart', Du kleiner Strick, Du wagst es, hier Blumen zu stehlen!" — „Fällt mir nicht ein." — „Was soll das heißen, Du Nichtsnutz?" — „Der Garten gehört doch meinem Papa." — „So, wer ist er denn Dein Papa?" „Na, da im Schlosse wohnt er doch." „Alle Teufel," wetterte der Cerberus, „alle Jungen wie Du können sich so was ausdenken. Komm einstweilen nur immer mit mir, aber ein bischen schnell, hörst Du?" Zum Glück war der Papa in der Nähe und befreite den Prinzen, dem die Situation recht ungemütlich geworden war.

Erzählungen aus dem Talmud.

Von Dr. M. Doctor.

IV.

Josef der Sabbathfreund.

In einem kleinen Häuschen lebte einmal ein armer, braver Israelit. Kümmerlich nur konnte er seine Familie von dem geringen Ertrage seiner Hände Arbeit ernähren. Aber mochte auch die ganze Woche Schmalhans Küchenmeister sein — am Sabbath gab es immer etwas Gutes. Am Freitag ging Josef früh aus und ließ es sich nicht nehmen, einen Leckerbissen für seine Angehörigen zu kaufen. Besonders hielt er darauf, daß ein stattlicher Fisch die Sabbathtafel zierte. „Den Sabbath muß man heilig halten," sagte er stets, wenn seine wackre Gattin den Fisch gar appetitlich zubereitet, auf den Tisch stellte. Und weil er auch sonst den Sabbath fromm und getreu beging, so nannte man ihn kurz: Josef — den Sabbathfreund.

Josef hatte einen steinreichen Mann zum Nachbar. Der war ein Heide und sehr geizig und abergläubisch. Eines Tages saß er behaglich im Schatten einer Palme, da ging ein greiser Sterndeuter vorüber. Der reiche Mann lud ihn ein, ein wenig zu rasten. Die Einladung wurde angenommen. Aber keine Erfrischung, kein kühlender Trunk wurden dem alten Manne angeboten. Nach einer Weile erhob er sich unwillig und entrüstet über den Geiz des reichen Mannes.

„Dein Reichtum," sagte der Greis, „wird ein jähes Ende nehmen. Ich habe in den Sternen gelesen, daß er in die Hand Josefs des Sabbathfreundes fallen wird." Sprach's und ging seines Weges.

Dem reichen Manne ging die Prophezeiung nicht aus dem Sinn. Wie konnte er sie wohl am besten unerfüllbar machen? Er verkaufte alle seine Güter, und für all das Geld, das er dafür erhielt, erstand er eine Perle von wunderbarer Schönheit und ungeheurem Wert. Dann ließ er sich einen golddurchwirkten Turban herstellen und befestigte an den Goldfäden heimlich die Perle. Den Turban hatte er Tag und Nacht auf dem Kopfe. Da er nun

man er seinen ganzen Reichtum bei sich hatte, glaubte er, daß er unmöglich in die Hand des verhaßten Josef fallen könne. Doch er sollte sich gründlich irren. Einst setzte er über einen Fluß. Plötzlich erhob sich ein Orkan, fegte ihm den Turban vom Kopfe und trug ihn weit, weit weg. Nach vielen Tagen fand man den Turban, aber die Perle war nicht mehr daran. Der Goldfaden, an dem sie hing, hatte sich nämlich gelockert, und so war sie ins Wasser gefallen. Und siehe da, gerade als sie untersank, kam ein Fisch geschwommen, schnappte nach dem glänzenden Gegenstand und verschlang ihn. Dieser Fisch wurde bald darauf gefangen, und der Fischer brachte ihn Freitags auf den Markt. Er fragte, wer wohl solche Ware kaufe? „Josef, der Sabbathfreund wird ihn dir mit Vergnügen abnehmen," hieß es. Und so geschah es auch. Wer aber beschreibt das Erstaunen des frommen Josef, als er den Fisch zerteilt und die kostbare Perle entdeckt! Ohne die geringste Ahnung davon zu haben, welche Bewandtnis es mit dem wertvollen Schatz habe, ging er hin, verkaufte ihn einem ehrlichen Juwelenhändler und erhielt eine hohe Summe dafür, die ihn aller Sorgen und Kümmernisse überhob.

„Siehst du," sagte ihm ein ehrwürdiger Freund, „wie du durch deine Frömmigkeit zum Wohlstand gelangt bist, und wie wahr der alte Satz ist: Wer für den Sabbath sorgt, für den sorgt der Sabbath."

Die Gassenbuben von Bet-El.

Mit Benutzung einer Ansprache des Dr. H. Baar.

Von Dr. D. Engländer.

Wir lesen in dem zweiten Buche der „Könige" folgende Stelle:

„Und Elischa ging nach Bet-El hinauf, und als er den Weg hinaufging, da kamen kleine Knaben heraus aus der Stadt und verspotteten ihn und sprachen zu ihm: Komm herauf, Kahlkopf! Komm herauf, Kahlkopf! Und er wandte sich um und sah sie an und fluchte ihnen im Namen des Ewigen; da kamen zwei Bären aus dem Walde und zerrissen von ihnen zweiundvierzig Kinder."

Liebe Kinder! Diese schimpfliche Begebenheit wirft ein schlechtes Licht auf die Einwohner von Bet-El. Wie mögen sie wohl ihre Kinder erzogen haben, wenn diese sich gegen den Propheten wie Gassenbuben benahmen! Die Knaben wußten, daß ihn der Tod seines Lehrers Elija, den er wie einen Vater geliebt hatte, noch immer tief bekümmerte; um so schlimmer ihr Bubenstreich, da sie den Schmerz des heiligen Mannes nicht achteten. Aber, meine Lieben, nicht nur das alte Bet-El genießt den traurigen Ruf, daß es Straßenbuben erzogen habe. Gar manche andere Stadt hat mit diesem Übel zu kämpfen, und ich muß gestehen, daß es auch in unseren Familien, unseren Schulen und Erziehungsanstalten Kinder giebt, die in ihrem Betragen den Gassenbuben von Bet-El nichts nachgeben. Sie treiben Spott mit Dingen, die uns heilig sind,

sie machen Männer, deren Leben dem Dienste des Ewigen geweiht sind, lächerlich; sie ehren ihre Eltern nicht, sie lassen es an der nötigen Achtung gegen ihre Lehrer fehlen und versagen älteren Leuten die schuldige Ehrerbietung, ja, es giebt leider auch Buben, die sich auf ihre Streiche etwas einbilden und damit prahlen. Sie alle sind nicht besser als die Straßenbuben von Bet-El.

Wie eine Stadt durch das schlechte Betragen von Kindern in schlimmen Ruf kommen kann, so droht auch Ländern Unheil und Verderben, wenn das aufwachsende Geschlecht die Gefühle der Ehrfurcht und Ehrerbietung gegen Gott und Menschen nicht besitzt.

Jerusalem mußte fallen und der jüdische Staat seine Selbständigkeit einbüßen, weil unter den jungen Leuten Gottlosigkeit und Mißachtung von Gesetz und Sitte überhand nahmen.

Ähnliches läßt sich über das Hellenentum sagen. Es wird uns berichtet, daß einstmals athenische und spartanische Jünglinge bei den olympischen Spielen getrennt auf Bänken Platz nahmen und sie vollständig besetzt hielten. Da kam ein Greis herbei, der sehr gern auf einer Bank ausgeruht hätte. Während die jungen Athener keine Neigung zeigten, dem Manne einen Platz anzubieten, erhoben sich Spartas Jünglinge sofort einmütig, um dem Greise einen ihrer Plätze zu überlassen. Da äußerten die von Athen ihren lauten Beifall. Der alte Mann wandte sich um und sagte: „Schön, sehr schön, die jungen Athener *wissen* das Gute, aber die jungen Spartaner *thun* das Gute.“ Diese Begebenheit trug sich in Olympia zu zur Zeit, als der athenische Staat seinem Untergange nahe war.

Auch heutzutage erlebt man es nicht selten, daß Kinder sich gegen ältere Personen ungebührlich oder doch gleichgiltig verhalten. Wie oft sieht man z. B. Schulknaben im Straßenbahnwagen sitzen, während Erwachsene stehen müssen. Auf solche wird man auch manchmal den Ausspruch des Greises von Olympia anwenden können: „Diese jungen Leute *wissen* unzweifelhaft, was gut ist, aber sie *thun* es nicht.“

Ein altes Sprichwort lautet: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ Es ist ganz in der Ordnung, daß Kinder dem Beispiele Erwachsener folgen, sofern diese das Gute üben. Man wird aber leider oft finden, daß jüngere Leute das Gute bei anderen nicht beachten, dagegen geneigt sind, Beispiele der Bosheit und Schlechtigkeit nachzuahmen. Sie fluchen und schimpfen, weil es Ältere thun, ohne daran zu denken, daß es eine Sünde sei, seine Muttersprache einem so unwürdigen Zwecke dienstbar zu machen. Sie maßen sich ein ungünstiges Urteil über Personen an, deren Bedeutung sie noch garnicht würdigen können, aber bei näherer Prüfung stellt es sich heraus, daß sie es abgelauscht haben. Sie treiben Spott mit Andersdenkenden und Andersgläubigen, weil es ja auch die Großen thun. In allen diesen Fällen treibt man mit der Empfänglichkeit des Kindes ein gefährliches Spiel. Nur

wenn die Alten allerwärts eine vornehme, lautere Gesinnung im Herzen tragen und offen gegen Unrecht und Sünde kämpfen, wird auch das aufwachsende Geschlecht sich nicht von niedrigen Trieben leiten lassen. Konnten die Straßenjungen von Bet-El vernünftig sein, wenn es die erste Person im Reiche nicht war? Die feindselige Gesinnung der Königin Isebel gegen die Propheten wirkte auf die urteilslose Menge verderblich, es hatte für diese einen besonderen Reiz, dem Beispiele einer so hochgestellten Person zu folgen, und darum spiegelt sich in jener unerhörten Beschimpfung des Propheten Elisa durch Straßenbuben nur die abscheuliche Handlungsweise der Königin wieder.

Aus dem Gesagten, liebe Kinder, läßt sich gar manches lernen. Ein wahrhaft gebildeter Mensch besitzt nicht nur Kenntnisse und Erfahrungen, mit denen er in seinem Leben Nutzen stiften kann, sondern auch eine edle, vornehme Gesinnung. Diese fehlt aber überall, wo das Gefühl für Anstand und Würde nicht vorhanden ist. Eine wirklich gebildete Person wird immer auf sich selbst achten und in strenger Selbsterziehung die bösen Triebe aus seinem Herzen fern halten. Das ist es, was euch jener Warnungsruf aus der Bibel lehrt: „Seid nicht, wie die Straßenbuben von Bet-El."

Wer errät's?

Auflösung der Rätsel in No. 8

I.

Ebro, Pindus, Hudson, Euphrat, Ural = E p h e u.

III.

Weh — Mut = W e h m u t.

Rätsel:

I. Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6		ein weibl. Vorname
2	1	7	1	8	9	10	ein Fluß in Afrika
6	9	11	9				eine Stadt in Israel
9	4	9	2				König von Juda.

Eingesandt von Julius Mannes-Wreschen.

II. Rätsel.

Die Gänseliese treibt Gänse auf die Weide, und zwar marschieren diese so, daß eine Gans vor zweien geht, eine hinter zweien und eine zwischen zweien. Wie viele Gänse waren es, und wie gingen sie? (Mit Streichhölzern zu lösen).

III. Rätsel.

1	2
3	

1 und 2 ein Zeichen in der Musik
1 „ 3 „ bibl. Name
2 „ 3 „ Mädchenname.

Eingesandt von Gust. Cohn-Berlin.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.